

MICHAEL QUANDT
Sturms Flug

Buch

Die Kölner Kommissarin Mara Sturm wurde vom Dienst suspendiert und arbeitet jetzt als freie Journalistin. Da erhält sie den Tipp, dass sich am Flughafen eine Maschine in der Gewalt von Hijackern befindet. Bei der Recherche vor Ort trifft sie auf ihren verhassten Ex-Chef, dem sie ihre Suspendierung verdankt. Trotz der Steine, die ihr in den Weg gelegt werden, findet Mara bald heraus, dass sie dem Anführer der Luftpiraten schon einmal begegnet ist. Damals hat er sie gedemütigt und beinahe umgebracht. Diesmal, so ist Mara entschlossen, wird sie ihn dingfest machen. Und so muss sie sich erneut über alle Regeln hinwegsetzen, um eine offene Rechnung zu begleichen. Zu spät erkennt sie, dass sie sich diesmal vielleicht überschätzt hat...

Autor

Michael Quandt ist im Hauptberuf Kriminalbeamter. Dadurch kennt er den Polizeialltag in all seinen Facetten, und das wiederum merkt man beim Lesen seiner Romane. Michael Quandt wohnt in der Nähe von Köln.

Außerdem ist von Michael Quandt bei Blanvalet erschienen:

(37441) Sturms Jagd

Michael Quandt

Sturms Flug

Thriller

blanvalet

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen
wäre rein zufällig.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2012 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München

Umschlagmotiv:

© Illustration Johannes Wiebel | punchdesign, München,
unter Verwendung eines Motivs von
Regien Paassen/Shutterstock und ssuaphotos/Shutterstock

Redaktion: Peter Thannisch

Lektorat: Holger Kappel

Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37794-7

www.blanvalet.de

Prolog

Die Ohrfeige war heftig, fast brutal.

Wenn Bernd in diesem Moment seine Sinne beisammengedreht hätte, wäre er höchstwahrscheinlich erschauert, so wie die meisten Passagiere in den ersten Sitzreihen, denen das heftige Klatschen nicht entgangen war. Der Kopf der Stewardess flog zur Seite, ihr Schiffchen, dieses lächerliche Hütchen mit dem Logo der Airline, das sie mit einer Haarnadel in der richtigen Position fixiert hatte, löste sich und sauste in hohem Bogen davon.

»Weg da, hab ich gesagt!«, blaffte der Mann auf Englisch.

Die Stewardess musste eilig zurückweichen, um seinem auskeilenden Ellenbogen zu entgehen.

Wäre Bernd nicht wie paralysiert gewesen, hätte er sich vermutlich gefragt, warum niemand etwas gegen diesen Rüpel unternahm. Bei der Stewardess, so erkannte er, handelte es sich um Grietje. Der Name stand auf einem Messingschildchen an ihrer Bluse. Grietje war eine weiße Südafrikanerin, genau wie die übrigen Crewmitglieder an Bord des Fluges SWX 714 von Mombasa nach Köln. Sie mochte Mitte vierzig sein, recht alt für eine Stewardess, doch dafür war sie ungemein charmant und hatte stets einen lockeren Spruch in petto gehabt.

Aber das war ihr inzwischen gründlich vergangen. Verzweifelt bückte sie sich nach ihrem Schiffchen, so als wäre auf der Stelle alles in Ordnung, sobald es wieder an seinem Platz saß.

Ihre Kollegin stand da und starrte den handgreiflich gewordenen Passagier an.

Der war ein Schwarzafrikaner, ein unangenehmer, nach Schweiß stinkender Mann, der etwas Beängstigendes an sich hatte. Obwohl er weder groß noch breitschultrig war, wirkte er gefährlich und gewalttätig. Alle konnten seine Brutalität spüren. Das war vermutlich auch der Grund dafür, dass niemand einschritt und dem Kerl befahl, sich wieder auf seinen Platz zu setzen, so wie es Grietje vorhin ein halbes Dutzend Mal in freundlichem Tonfall versucht hatte.

Mittlerweile hatte er jenen Bereich betreten, der von der Crew *Bordküche* genannt wurde, dabei jedoch nichts anderes war als ein winziges Stückchen leerer Raum zwischen Cockpit und Kabine. Dort hantierte er ungeduldig an den Servicewagen herum, die normalerweise von den Stewardessen dazu benutzt wurden, den Passagieren das Essen zu bringen.

»Was machen Sie denn da?«, wollte Grietjes Kollegin wissen, erst auf Englisch, dann auf Deutsch mit holländischem Akzent. Sie war wesentlich jünger als Grietje und ausnehmend hübsch, und ihre Muttersprache war vermutlich *Afrikaans*, ein mit dem Niederländischen verwandter Dialekt, den die Mehrheit der Weißen in Südafrika sprach. Ihr Tonfall verriet eine Mischung aus Unbehagen und Verblüffung. »Sind Sie taub?«

Der Kerl ignorierte sie und ruckelte weiterhin an den Servicewagen herum. Diese befanden sich an der Rückwand zum Cockpit, eingepasst in schrankartige Aussparungen, wo sie von metalenen Bügeln am Wegrollen gehindert wurden.

Zaghaftes Murmeln wurde laut, alle fragten sich, was der Typ im Sinn hatte.

Bernd konnte die Szene genau beobachten, denn er saß in der zweiten Reihe und direkt am Gang, sodass ihm sogar ein Blick ins Cockpit möglich war. Das heißt, natürlich nur, wenn die Tür offen stand, was meistens nicht der Fall war. Nur als einer der Piloten vor vielen Stunden die Toilette aufgesucht

hatte, war die Tür kurz geöffnet worden, und als Grietje das Essen ins Cockpit gebracht hatte. Da hatte Bernd einen flüchtigen Blick auf eine schmale Panoramascheibe erhascht, hinter der sich schier endloses Himmelblau erstreckte. Und eine ganze Batterie von Knöpfen, Skalen, Lampen und Schaltern hatte er gesehen, die das Cockpit vom Boden bis zur Decke auszufüllen schienen.

Seither war die Tür längst wieder geschlossen.

Der Schlägertyp ließ sich auf alle viere nieder und kroch leise fluchend in einen der Stauräume, nachdem er zuvor einen Servicewagen aus seiner Halterung befreit und zur Seite geschoben hatte. Offenbar suchte er etwas, das sich am Boden befinden musste. Von Bernds Platz aus waren nur noch sein Hinterteil in einer schäbigen Jeans sowie seine Füße zu sehen. Auch Grietje und ihre Kollegin betrachteten das groteske Bild. Es war ihnen anzumerken, dass sie soeben ein Novum erlebten, denn offenbar hatte sich noch keiner ihrer Fluggäste jemals derart absonderlich verhalten.

»Sind Sie noch bei Trost? Kommen Sie gefälligst da raus!«, rief Grietje mit schriller Stimme, als das Schiffchen wieder ordentlich auf ihrem Kopf saß.

Keine Reaktion.

Ihre hübsche Kollegin ließ den Blick Hilfe suchend über die Sitzreihen schweifen, wohl in der Hoffnung, doch noch einen Passagier zum Einschreiten bewegen zu können. Aber leider saßen vorn nur brave Familienväter mit ihren Frauen und Kindern, die sich genauso unbehaglich und hilflos fühlten wie sie selbst.

Und dann war da noch Bernd, der ebenfalls nicht aussah wie jemand, der sich gegen den Verrückten durchzusetzen wusste.

Grietje jedoch war keineswegs gewillt, klein beizugeben. Abermals richtete sie einen Appell an das Hinterteil im Schrank.

»Wenn Sie nicht auf der Stelle rauskommen, wird der Kapitän den Sicherheitsdienst des Flughafens verständigen, und dann wird man Sie festnehmen, sobald sich die Türen öffnen. Wollen Sie das?«

Auch dieser Versuch erzielte keine Wirkung, also bedeutete Grietje ihrer Kollegin, Frans zu holen. Das musste der Steward sein, dachte Bernd, der gemeinsam mit der dritten Stewardess für die Passagiere in der hinteren Hälfte des Flugzeugs zuständig war. Folglich befanden sich sein Platz und der seiner Kollegin neben dem Hinterausgang, sodass sie noch nicht mitbekommen hatten, was vorn los war.

Niemand jenseits der ersten vier oder fünf Reihen bekam das mit, denn der gesamte Mittelgang war blockiert von ahnungslosen, schwatzenden, ungeduldigen Urlaubern, die sich mit Jacken und Taschen abmühten, dem sogenannten Handgepäck, das sie aus den Ablagefächern über ihren Köpfen hervorgekramt hatten, während sie nun darauf warteten, endlich aussteigen zu dürfen. Für die meisten endeten die Ferien hier an diesem Flughafen, den man *Konrad Adenauer* nannte. Oder, wenn man die vollständige Bezeichnung wählte, *Flughafen Köln/Bonn »Konrad Adenauer«*.

Jemand lachte schrill, ein kleines Kind weinte.

»Ist das Raureif dort hinten auf der Wiese?«, wollte eine Frau wissen, die durch ihr Fenster spähte. »Das darf doch nicht wahr sein. Vor rund... fünfzehn Stunden haben wir noch bei neunundzwanzig Grad geschwitz, während wir den Abschiedscocktail in der Hotelloobby genossen haben.«

»Haha, Cocktail«, erwiderte ein Mann in ihrem Alter, mit dem sie offenbar verheiratet war. »Jetzt ist Glühwein angesagt, in nicht ganz zwei Wochen kommt das Christkind!«

Erneutes Lachen.

Als Bernd das Wort *Cocktail* aufschnappte, überkam ihn wie-

der das Gefühl der Bestürzung, das er empfunden hatte, unmittelbar bevor ihn die Auseinandersetzung zwischen Grietje und dem renitenten Farbigen kurzfristig abgelenkt hatte. Er starrte auf das Handy, das er immer noch in den verkrampften Fingern hielt, und er dachte wieder daran, was er soeben erfahren hatte. Es war unglaublich. Tragisch. Irreal.

Vor rund zehn Minuten war seine Welt aus der Umlaufbahn gesprengt worden!

Zu diesem Zeitpunkt war das Flugzeug gerade gelandet und hatte seine Parkposition irgendwo neben dem Rollfeld erreicht. Die Gangways waren herangeschoben worden, und durch die kleinen Fenster hatte man die Gepäckwagen auftauchen sehen. Sofort hatte geschäftiges Treiben eingesetzt, Männer mit überdimensionalen Gehörschützern waren emsig um die Maschine herumgeschwirrt, doch die beiden Ausstiegsluken hinten und vorne waren geschlossen geblieben. Schließlich hatte der Flugkapitän den ungeduldigen Passagieren über Lautsprecher erklärt, dass es ein Problem mit den Bussen gäbe. Eigentlich hätten diese längst bereitstehen und die Reisenden zum Terminal bringen sollen, doch aus irgendeinem organisatorischen Grund war derzeit keiner verfügbar. Der Kapitän bat um Verständnis und wies darauf hin, dass für diese Panne die Flughafenverwaltung verantwortlich sei und nicht die Airline, namentlich die *South African Wings*. Man habe ihm jedoch zugesichert, so der Kapitän weiter, dass man das Problem in spätestens fünfzehn Minuten gelöst habe, dann stünden zwei Ersatzbusse zur Verfügung.

Also hatten alle laut gestöhnt und geklagt und mit den Füßen gescharrt. Und Bernd hatte zum Handy gegriffen und seinen besten Freund Georg angerufen, um die Zeit totzuschlagen, aber auch, damit Georg wusste, dass er wohlbehalten in Deutschland gelandet war.

Seitdem war alles anders.

»Birdie, alte Knackwurst«, hatte Georg ihn begrüßt. Bird oder Birdie waren Bernds Spitznamen, und einer von zwei Gründen dafür, dass man ihn so nannte, war sein Nachname: Vogel.

Wie auch immer, nachdem Georg versichert hatte, dass in Bernds Wohnung alles in bester Ordnung sei – er war passenderweise gerade vor Ort, um einen Begrüßungsschluck auf den Küchentisch zu stellen –, hatte er in seiner flapsigen Art gefragt, ob sich Bernd denn auch diesmal wieder von einem Urlaubsflirt in den nächsten gestürzt hätte. Damit wollte er ihn aufziehen, denn von *wieder einmal* konnte in diesem Zusammenhang wahrlich keine Rede sein. Bernds letzte Beziehung, die gleichzeitig seine einzige *richtige* gewesen war, lag eine Ewigkeit zurück. Seitdem tat er sich schwer mit den Frauen, und normalerweise bekam er schon feuchte Hände, wenn ihn die Verkäuferin beim Bäcker nur unverbindlich anlächelte. Okay, das war übertrieben, doch von einem echten Flirt war er meilenweit entfernt.

Aber dann war in Kenia das Unglaubliche geschehen! Er hatte sich verliebt, Hals über Kopf, mit Haut und Haaren, was er Georg kleinmütig und zögernd gestand. Und selbstverständlich im Flüsterton, damit seine Sitznachbarn nichts davon mitbekamen.

»Birdie, du Schwerenöter«, frohlockte Georg, »das ist ja der Hammer! Die Pechsträhne hat ein Ende, wer hätte das gedacht? Wo hast du die Schöne denn kennengelernt?«

»Im Hotel.«

»Ah, dann sitzt sie jetzt vermutlich neben dir und krault dich hinter dem Ohrchen?«

Er seufzte. »Nein, leider nicht. Ihr Urlaub war früher zu Ende als meiner. Sie ist bereits am Dienstag zurückgeflogen.«

Georg kicherte. »Pech für dich, alter Freund. Und wie heißt die Glückliche?«

»Hanna.«

»Sprich doch mal ein bisschen lauter, ich verstehe dich kaum. Was ist denn da bei euch los? Nehmen die gerade den Flieger auseinander? Hanna, sagst du? Und weiter?«

Er räusperte sich. »Keine Ahnung.«

Sein bester Freund wurde sofort hellhörig. »Was heißt das, keine Ahnung? Du sagtest doch gerade, ihr hättet fast eine Woche lang ständig zusammengehockt und jeden Abend Cocktails an der Bar geschlürft und den Sonnenuntergang betrachtet.« Er lachte. »Nenn mich nicht altmodisch, aber sollte man da nicht zumindest wissen, mit wem man es zu tun hat?«

Bernd wurde knallrot. Gut, dass ihn Georg nicht sehen konnte. Wie ein Verschwörer sah er nach rechts und links, doch die Mitreisenden nahmen keine Notiz von ihm, sondern waren mit ihrer eigenen Ungeduld beschäftigt.

Gleichwohl flüsterte er, um zu vermeiden, dass irgendjemand etwas mitbekam. Die ganze Geschichte war ihm unendlich peinlich. Allmählich bedauerte er es, Georg eingeweiht zu haben. »Ich weiß sehr genau, wer sie ist, dazu brauche ich nicht ihren Nachnamen zu kennen«, sagte er. »Sie hat sich als Hanna vorgestellt, und das war okay für mich. Ihren Personalausweis habe ich nicht kontrolliert.« Er schluckte. »Viel schlimmer ist, dass ich ihre Adresse nicht kenne. Wahrscheinlich wohnt sie in Berlin oder irgendwo dort in der Gegend...«

»Gratulation«, kam es spöttisch aus dem Handy. »Mein bester Freund lacht sich nach hundert Jahren Zölibat eine Maus an, aber anstatt sich ein knackiges Mädchen aus der Region zu suchen, erwählt er eine, die sechshundert Kilometer entfernt wohnt. Typisch. Warum hast du nicht gleich eine Polin genommen? Oder eine Russin? Oder noch besser eine vom Mars? Na ja, jedenfalls kann sie dir nicht auf die Nerven fallen, da ihr euch so gut wie nie sehen werdet.«

Bernd reagierte trotzig. »Sie würde mir nicht auf die Nerven

fallen, selbst wenn ich Tag und Nacht mit ihr zusammen wäre! Außerdem sind Flüge nach Berlin mittlerweile durchaus erschwinglich. Doch leider stellt sich das Problem gar nicht erst. Denn wie ich schon sagte, habe ich keinen Schimmer, wo sie wohnt.«

»Telefonnummer? E-Mail-Adresse?«

»Fehlanzeige.« Er tat einen tiefen Atemzug. »Aber zumindest kenne ich jemanden, der mir die Telefonnummer geben könnte.«

Georg prustete augenblicklich los, feuerte eine wahre Salve von Fragen und spitzfindigen Bemerkungen ab, und je länger er lamentierte, desto verdrießlicher wurde Bernd. Er ärgerte und schämte sich.

Um vom Thema abzulenken, erkundigte er sich nach der Post, denn Georgs Auftrag lautete nicht nur, hin und wieder nach dem Rechten zu sehen und die Fische in dem wunderschönen Meerwasseraquarium zu füttern, sondern auch, den Briefkasten zu leeren. Und darin hatte Georg eines Morgens einen ganz besonderen Brief entdeckt, wie er berichtete.

Bernd bestand darauf, dass sein Freund ihn auf der Stelle öffnete und ihm vorlas. Also ging Georg den Poststapel durch, den er gleich neben der Begrüßungsflasche auf den Küchentisch gelegt hatte, um das Corpus Delicti herauszufischen.

Der Brief veränderte Bernds Leben, und das mit einem gewaltigen Paukenschlag. Von einer Sekunde zur nächsten war ihm schlecht geworden, dann heiß und kalt, dann hatte er das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Nun, eine Papiertüte war wenigstens in greifbarer Nähe gewesen, doch gottlob war sie nicht zum Einsatz gekommen.

Der Brief...

Eine Stimme holte ihn in die Realität zurück.

»Jetzt reicht's, verdammt noch mal! Was soll der Mist? Wieso drehen diese dämlichen Busse wieder um?«

Grietje hatte wirklich einen miesen Tag erwischt, denn nach der Attacke des Schwarzen musste sie sich nun mit einem weiteren Spinner auseinandersetzen, der wild gestikulierend und in penetranter Lautstärke auf sie einredete. Er beschwerte sich, schimpfte, salbaderte ohne Unterlass, beschwerte sich erneut. Als ob eine simple Stewardess Schuld daran wäre, dass die Busse kehrtmachten.

Bernd beugte sich zur Seite und versuchte, einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Das war schwierig, da zwischen ihm und der DIN-A-4-großen Plexiglasscheibe ein Ehepaar saß, das sich ebenfalls die Nasen platt drückte und die Sicht versperrte. Dennoch sah er, wie die lang ersehnten Busse, die eigentlich dazu bestimmt waren, die Passagiere endlich abzuholen, tatsächlich wieder in Richtung Terminal davonfuhren. Und noch dazu in wahnwitzigem Tempo, wie es schien. Einer schlingerte bedrohlich, als er der Markierung auf dem Rollfeld folgte, die an einer Stelle eine Kurve beschrieb. Dann fiel ihm auf, dass die Gepäckaullader verschwunden waren, obwohl die halb bepackten Wagen noch in der Nähe des Flugzeugs standen.

Sonderbar.

»Mama, wann dürfen wir endlich nach Hause?«, quengelte ein Mädchen.

Während das allgemeine Gemurmel immer lauter wurde, setzte der Beschwerdeführer seine Litanei fort. Grietje war zu bedauern. Zeter, Zeter, Zeter.

Bernd betrachtete den schimpfenden Mann und erkannte ihn, obwohl er ihm den Rücken zukehrte. Das schulterlange Haar, der Ohrring und das Piratentuch auf dem Kopf waren unverkennbar. Der Typ war ein Großmaul, ein unsympathischer Polterer und Grobian, der im selben Hotel gewohnt hatte wie Bernd. Immer, wenn er und Hanna dem Kerl über den Weg ge-

laufen waren, hatten sie sich über ihn lustig gemacht, sei es beim Essen oder an der Poolbar beim Cocktail. Den *Easy Rider* hatten sie ihn heimlich genannt und sich gefragt, ob er tatsächlich nur das eine T-Shirt besaß, mit dem man ihn stets zu Gesicht bekam. Es war schwarz und schmutzig und trug den Schriftzug *Harley Davidson*.

Er hatte Mitleid mit dem Easy Rider, trotz seines Benehmens, denn wenn jemand an Bord einen Grund hatte, die Nerven zu verlieren, dann er. Immerhin lag seine Freundin tot in einem Sarg tief unten im Gepäckraum dieses Flugzeugs. *So* hatte er sich die Rückkehr aus dem Urlaub garantiert nicht vorgestellt.

Apropos Grobian: Wo war eigentlich der Schwarzafrikaner geblieben?

Bernd schaute in Richtung Bordküche, doch der Kerl schien verschwunden zu sein. Doch wohin? Der Platz im Schrank, den er vorhin auf so aberwitzige Weise erkundet hatte, wurde inzwischen wieder von dem Servicewagen eingenommen. Grietje hatte ihn dorthin zurückgeschoben, und Bernd hatte sie dabei beobachtet, ohne es richtig wahrzunehmen. Der Brief hatte ihm die Sinne vernebelt. Erst als er sich konzentrierte, wurde ihm klar, dass der Schwarzafrikaner nach einer Weile gefunden hatte, wonach er offenbar gesucht hatte: Ein Behältnis, das in ihm unwillkürlich die Vorstellung eines Saxofonkoffers geweckt hatte. Damit war der Typ ins Cockpit gestürmt, und Grietje hatte es nicht gewagt, ihn daran zu hindern. Das Ganze war vollkommen absurd.

Auf einmal knackte es im Lautsprecher. Schlagartig verstummte das vielstimmige Murren. Auch der Easy Rider mit seinem Harley-Shirt und dem Piratentuch hielt die Luft an und lauschte, da er erwartete, dass sich nun der Kapitän melden würde, um zu erklären, warum die Busse wieder kehrtgemacht hatten.

»Verehrte Fluggäste...«, ertönte tatsächlich seine Stimme, doch diesmal klang sie seltsam belegt.

Die Durchsage brach ab, kaum dass sie begonnen hatte. Ein Schrei war zu hören, der eindeutig aus dem Cockpit kam.

In der nächsten Sekunde wurde die Cockpittür aufgestoßen. Nein, aufgestoßen war untertrieben, sie flog geradezu aus den Angeln.

Grietje zuckte zusammen. Sogar der Easy Rider wich eilends zurück, während der Schwarzafrikaner im Türrahmen auftauchte. Und da wusste Bernd, dass sich kein Saxofon in dem Kasten befunden hatte.

Flug SWX 714 wurde entführt.

Kapitel 1

22 Tage vor der Entführung des Fluges SWX 714

Der Busbahnhof war typisch für das südliche Afrika: Staub, Lärm, Gedränge, schwitzende, schiebende und lamentierende Menschen allenthalben, ausnahmslos dunkelhäutig mit leuchtend weißen Zähnen und schwarzem Kraushaar; hier eine Frau, die ein Bündel auf dem Kopf balancierte, dort ein Mann, der lautstark sein Fladenbrot zum Verkauf anbot, weiter hinten eine Großfamilie, die im Gänsemarsch die Straße überquerte und damit den gesamten Verkehr zum Erliegen brachte. Ein Heer von Autohupen gab ein schräges Konzert, die Luft brodelte.

Mittendrin: Eine verloren wirkende Frau mit einem zotteligen kleinen Hund an der Seite, der ihr auf Schritt und Tritt folgte. Sie war weit und breit die einzige Europäerin, genau genommen sogar die einzige Weiße, wenngleich ihre Haut nach vier Wochen Tropensonne die Farbe von dunklem Kupfer angenommen hatte. Ihr Haar wies eine ähnliche Tönung auf, doch das war angeboren und nicht der Sonne zuzuschreiben. Obwohl sie es zu Hause gern offen trug, hatte sie es an diesem Tag zu einem Zopf geflochten, der hinten aus ihrem Basecap hervorquoll und bis zur Hüfte reichte.

Unwillkürlich presste sie die Unterschenkel gegen den Aluminiumkoffer, den sie zwischen ihren Beinen abgestellt hatte. Gleich daneben lag der Hund zu ihren Füßen und gähnte. An das Brummen des Koffers hatte er sich inzwischen gewöhnt.

Und der Koffer brummte tatsächlich, doch das konnte man nur hören, wenn man nahe genug heranging. *Klingt wie ein Kühlschranksbrummen*, hatte sie gedacht, als sie das sonore Geräusch zum ersten Mal vernommen hatte. Nicht auszudenken, wenn der Koffer verloren ging. Ihr Gepäck oder vielmehr das Wenige, das noch davon übrig war, nachdem sie den Großteil davon im Hotel zurückgelassen hatte, befand sich nicht darin, sondern in einem Tornister auf ihrem Rücken. Das Hemd darunter war durchgeschwitzt und klebte ihr auf der Haut.

»Du brauchen Taxi, Missi?«, fragte jemand in einem Englisch, das so holprig war, dass man es kaum als solches erkennen konnte.

Sie zögerte einen Moment, um dann abzulehnen. Nein, was sie brauchte, war kein Taxi, sondern ein Bus mit möglichst vielen Fahrgästen darin, denn nur in einer Menschenmenge konnte sie sich halbwegs sicher fühlen.

Der Mann ließ nicht locker. »Mein Taxi sein gutes Auto«, beteuerte er. »Haben bequeme Sitze. Außerdem Fahrpreis sehr niedrig.«

Sie schaute sich nach allen Seiten um, schüttelte den Kopf, mühte sich ein Lächeln ab. »*Nginyabonga*.« Das hieß »danke« und war eines von schätzungsweise dreißig Siswati-Wörtern, die sie sich angeeignet hatte. Dann fuhr sie auf Englisch fort. »Ich brauche kein Taxi. Aber vielleicht kannst du mir sagen, wo ich einen Bus finde, der nach Jo'burg fährt.«

Jo'burg war die landläufige Kurzbezeichnung für die Stadt Johannesburg, die größte Metropole Südafrikas. Die Herfahrt von dort mit dem Jeep hatte knapp acht Stunden gedauert, wie sie sich mit Unbehagen erinnerte, und es stand zu befürchten, dass die Reise mit dem Bus zurück wesentlich länger dauern würde.

Der Taxifahrer erwiderte ihr Lächeln und zeigte zwei Zahnreihen, die unglaublich weiß aussahen, so wie bei den meisten

Angehörigen des Bantu-Volkes. Er ging in die Knie, um ihr den Aluminiumkoffer abzunehmen, vermutlich mit dem Vorsatz, ihn einfach in seinem Taxi zu verstauen und sie damit doch noch als Fahrgast zu gewinnen.

Der Hund, der bis dahin schläfrig neben dem Koffer gedöst hatte, fuhr hoch und kläffte die fremde Hand an, die ihm unversehens so nahe gekommen war. Sein zotteliges Fell sträubte sich, dann fletschte er die Zähne. Obwohl er nicht besonders groß war, kaum größer als ein Dackel, zuckte der Taxifahrer erschrocken zurück.

»Keine Angst, Bodo«, beruhigte sie das Tier und tätschelte ihm mit der Linken den Kopf. Mit der Rechten griff sie sich den Koffer. Eine Sekunde später war sie bereits in der Menschenmenge untergetaucht und hatte den Taxifahrer stehen gelassen, ohne ein weiteres Wort an ihn zu verlieren.

Da erklang hinter ihr ein aufgebracht Schrei, und sie warf einen Schulterblick zurück. Doch der Ruf galt nicht ihr, wie sie erleichtert feststellte, sondern einem Straßenhändler, der die Abfahrt eines Busses blockierte.

Sie atmete tief durch, wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

Ihre Nerven lagen blank. Verdammt, sie musste verschwinden, musste sich so schnell wie möglich nach Johannesburg durchschlagen, um dort den erstbesten Flug in die Heimat zu nehmen, den sie erwischen konnte. Geld spielte dabei keine Rolle, denn davon hatte sie seit Neustem reichlich. Oder vielleicht auch nicht, da sie sich geschworen hatte, ihr unverhofft erlangtes Vermögen auf keinen Fall anzurühren.

Sie schob den Gedanken beiseite und sann wieder über den Heimflug nach. Leider gab es keine Direktverbindungen nach Köln, sodass sie gezwungen war, in Frankfurt, Berlin oder München umzusteigen. Aber egal, wenn sie erst in Deutschland war,

hatte sie gewonnen. Nein, eigentlich befand sie sich bereits in Sicherheit, wenn sie im Flugzeug saß. Doch zwischen ihr und dem Flughafen lagen noch ziemlich genau 400 Kilometer afrikanischer Buckelpiste sowie ein Grenzübergang.

»Was meinst du, Bodo?«, sagte sie zu dem Hund. »Sollen wir kurz verschnaufen?«

Sie ließ sich zu Boden sinken, ohne damit Aufsehen zu erregen, denn hierzulande war es gang und gäbe, sich einfach am Straßenrand in den Staub zu hocken, wenn man auf den Bus wartete. Und dieses Warten wurde mit stoischer Gelassenheit ertragen, oft stundenlang, denn Fahrpläne waren eher gut gemeint als verbindlich. Auch jetzt war der nächste Bus zur Grenze bereits fünfzig Minuten überfällig.

Eine pausbäckige Frau, die neben ihr saß und vor sich hin summte, schenkte ihr ein kurzes, aber herzliches Lächeln. Sie erwiderte es, während ein Lastwagen vorbeiratterte und ihr seinen heißen, nach Diesel und strapazierten Bremsbelägen stinkenden Atem ins Gesicht pustete. Bodo winselte leise.

Gedankenverloren massierte sie sich die heiße Stirn, die von innen beständig mit einem Schmiedehammer bearbeitet wurde, zumindest dem Gefühl nach. Herrgott, hatte sie Kopfschmerzen! Das Fieber tat ein Übriges, sie vollkommen fertigzumachen.

Im nächsten Moment fiel ein Schatten auf ihr Gesicht. Ein Mann hatte sich breitbeinig vor ihr aufgebaut. Sie erschrak, als er die Hände in die Hüften stemmte und grinste.

»Du suchst Transport nach Jo'burg?«, radebrechte er im landesüblichen Holper-Englisch. Kaum zu glauben, dass Englisch in diesem Land neben Siswati die offizielle Amtssprache war.

Sie erhob sich und kämpfte das Schwindelgefühl nieder, das sich ihrer bemächtigen wollte. Misstrauisch betrachtete sie ihr Gegenüber, einen breitschultrigen Kerl, dessen verschlissenes

Hemd nicht zugeknöpft war und vor Dreck starrte. Darunter spannte sich ein ebenfalls schmutziges Unterhemd über einen athletischen Oberkörper.

In ihrem Inneren schrillten sämtliche Alarmsirenen, ihre Muskeln spannten sich an wie bei einer sprungbereiten Katze. Bodo spürte die Unruhe seines Frauchens und knurrte.

»Woher weißt du, dass ich nach Johannesburg will?«, fragte sie den Breitschultrigen. Während sie sprach, zog sie die rechte Braue hoch. Ihre Brauen waren hauchdünn und eindrucksvoll geschwungen. Das Hochziehen war eine Geste, derer sie sich oft bediente. Nur gute Bekannte wussten, dass sie damit entweder Belustigung signalisierte oder eine Warnung aussprach, je nach Situation. Momentan war zweifellos Letzteres der Fall.

Das Grinsen des Mannes, der natürlich kein guter Bekannter war, wollte nicht verschwinden. »Von meinem Schwager.« Er deutete mit dem Daumen über die Schulter ins Gedränge. »Er sein Taxifahrer und wollten dich mitnehmen. Du ihn gefragt nach Bus für Jo'burg.« Er klopfte sich gegen die breite Brust. »Ich fahren Bus für Jo'burg. Wenn du einsteigen, wir komplett. Dann sofort los.«

Ihr Misstrauen verwandelte sich in Zuversicht. Den Mann schickte der Himmel. Ein vollbesetzter Bus, der sie von hier fortschaffte, war das Beste, was ihr passieren konnte! »Hältst du auch am O.R. Tambo?« Das war der internationale Flughafen von Johannesburg.

Er zeigte seine elfenbeinweiße Zahnpracht. »Ich dich fahren, wohin du wollen! Kosten hundert Rand. Oder siebentausend-fünfhundert Emalangen.«

Ersteres war die Währung der Republik Südafrika, die hier allerorts akzeptiert wurde, Letzteres das hiesige Zahlungsmittel, das Geld des Königreichs Swasiland.

Sie rechnete und kam auf einen Betrag von weniger als acht

Euro. Ein Spottpreis, wenn man die Entfernung von 400 Kilometern bedachte. »Gut«, stimmte sie zu. »Ich bin dabei. Wie lange brauchen wir?«

»Ah, nicht lange.«

»Und was bedeutet das in Stunden ausgedrückt?«

Er schaute sie verständnislos an, und sie begriff, dass weiteres Nachbohren zu nichts führte. Überdies war es vollkommen egal, wie lange die Reise dauerte, denn es gab keine Alternative.

»Ich heißen Mpumelele«, stellte sich der Fahrer vor und griff nach dem Alukoffer, doch auch diesmal zog sie ihn schnell zurück.

»Den möchte ich lieber selbst tragen, Mpumelele. Danke.«

Er zuckte mit den Schultern. »Wie du wollen.«

Während sie ihm durch ein Gewirr aus viel zu vielen Bussen, Vans, Pick-ups und Geländewagen folgte, wurde ihr klar, dass sie besser daran tat, weniger Wirbel um den Koffer zu veranstalten, denn das schürte Misstrauen und erregte unnötige Aufmerksamkeit. Außerdem dachte sie an den Speicherchip ihres Fotoapparates, einer Digitalkamera der allerneuesten Generation. Die teure Kamera hatte sie im Hotel zurückgelassen, doch den Chip trug sie bei sich. Er hatte in etwa das Format einer Briefmarke, wenn er auch mit fast drei Millimetern deutlich dicker war. Trotzdem war er klein genug, um ihn zwischen den Gesäßbacken aufzubewahren, eingehüllt in einen Fetzen Plastikfolie. Sie hoffte, dass dort niemand nachschauen würde, falls man sie doch schnappte.

Mpumelele blieb vor seinem Gefährt stehen, doch das, was er als Bus angekündigt hatte, entpuppte sich als klappriger Nissan-Bulli, der aussah, als würde er jede Sekunde auseinanderfallen.

»Hund können nicht mitfahren«, erklärte er.

»Warum nicht?«

»Sein verboten«, gab er vage zurück und grinste.

Das war natürlich kompletter Unsinn, und sie würde Bodo um nichts in der Welt zurücklassen, auch wenn er nur ein Straßenkötter war, der ihr gleich zu Beginn der Reise zugelaufen war. Doch er hatte ihr Herz erobert mit seinem treuen Blick und der verspielten welpenhaften Art. Dessen ungeachtet war er ein kluges Tier, und all diese Eigenschaften erinnerten sie an einen Bekannten zu Hause, an einen cleveren jungen Mann, der karierte Golfhosen trug und sich zuweilen ziemlich tollpatschig und naiv anstellte.

Dieser junge Mann hieß mit Vornamen Bodo.

»Begehe nie den Fehler, einen Straßenkötter zu füttern«, hatte ihr Bruder sie einmal gewarnt. Damals war er ein Halbstarker gewesen und sie noch ein kleines Mädchen, und sie waren gemeinsam nach Spanien zum Zelten gefahren. Auf dem Campingplatz hatten eine Menge streunende Hunde herumgelungert. »Wenn du einer dieser Tölen zu fressen gibst«, so ihr Bruder, »wirst du sie nicht mehr los. Es sei denn, du verpasst ihr einen Tritt, dass sie drei Meter weit fliegt.« Er hatte gelacht.

Nun, hier in Afrika hatte sie nicht mehr an die Warnung von damals gedacht und war prompt auf den Hund gekommen. Bodo würde auf jeden Fall mit nach Hause fliegen.

Sie sah das Tier an, dann Mpumelele. »Wie viel?«

Sein breites Grinsen wurde noch eine Spur breiter. »Hund kosten hundert Rand extra«, nannte er seinen Preis.

Sie nickte stumm und zahlte.

Daraufhin öffnete Mpumelele die Schiebetür des Nissan, und zum Vorschein kamen nicht weniger als sechs Sitzreihen, von denen man zwei nachträglich eingebaut hatte, wie an den unterschiedlichen Polstern zu erkennen war.

»Jesus!«, entfuhr es ihr, als sie zwei Dutzend Fahrgäste sah, vier in jeder Reihe. Die Knie schienen ihnen unter den Hälsen zu hängen, und alle schwitzten erbärmlich. Die Luft war flüssig.



Michael Quandt

Sturms Flug

Thriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37794-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2012

Bange Stunden in der Gewalt skrupelloser Geiselnnehmer

Die Kölner Kommissarin Mara Sturm wurde vom Dienst suspendiert und arbeitet jetzt als freie Journalistin. Da erhält sie den Tipp, dass am Flughafen eine Maschine auf dem Rollfeld steht, die sich in der Gewalt von Hijackern befindet. Bei der Recherche vor Ort trifft sie auf ihren verhassten Exchef, den Kölner Polizeipräsidenten, der ihr einmal mehr das Leben schwer macht. Trotzdem findet Mara bald heraus, dass sie dem Anführer der Luftpiraten schon einmal begegnet ist. Und so muss sie sich über alle Regeln hinwegsetzen, um eine offene Rechnung zu begleichen ...